

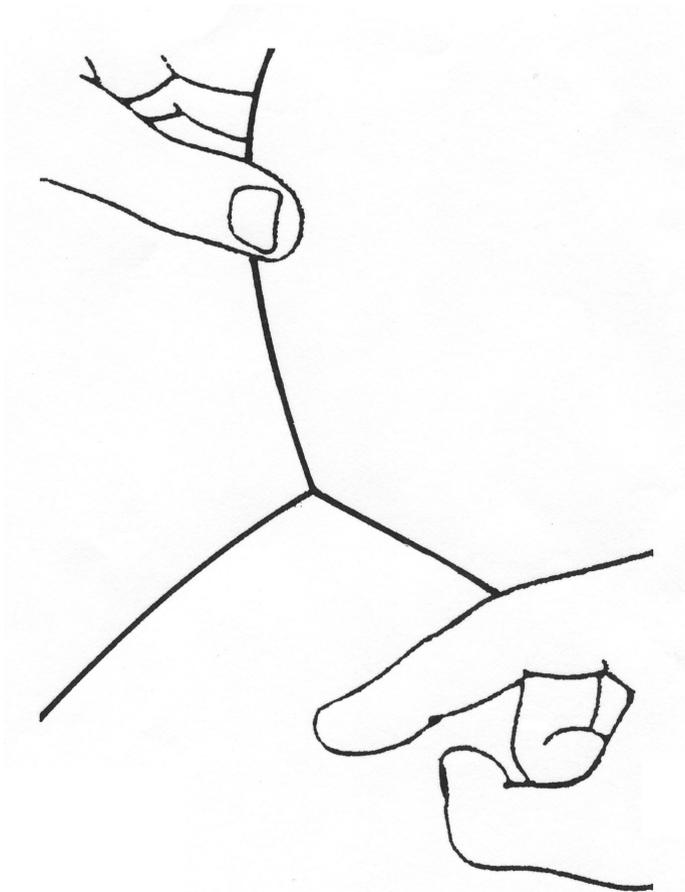
Täuschungsarten

Irren und Verirren

September 2024

Irren und Verirren

Anmerkungen zu einer aussterbenden Art der Täuschung



Gehe ich noch den Weg, den ich
für die Nacht auswendig gelernt habe?
Franziska Füchsl*

Als neulich wieder vom postfaktischen Zeitalter die Rede war, brachte mich das auf den seltsamen Gedanken, tatsächlich in einem solchen Zeitalter zu leben – ganz nach dem Motto: *Die Welt ist alles, was der Fall zu sein scheint*. Denn das, worin sich das postfaktische von dem faktischen Zeitalter unterscheidet, in dem ich bisher zu leben glaubte, ist der Schein, auf den alles, wie es heißt, ankommt. In einem solchen Zeitalter zu leben, das kann freilich nicht mehr sein als ein Gedankenexperiment, ähnlich dem Traum von Descartes oder dem Gehirn im Tank. Es klingt beinahe komisch: Die cartesianische Epoché, in der die Existenz aller Dinge außer dem denkenden Ich suspendiert ist, wurde zur Epoche ausgerufen. Nicht nur eines, alle Hirne sind im Tank. Mit der Verallgemeinerung hat der Solipsismus einen gewissen Witz,** doch das ist nicht mein Thema. Was mich interessiert, das ist die Art der Täuschung.

Ich nenne sie kurzerhand „Schein und Sein“, wobei der Schein dem Sein entgegengesetzt ist. Postfaktisch gesehen ist dieser Gegen-

* Zitiert aus dem Manuskript *Grotte Kliebe. Grottesk Sans. Typoglyphie?*, vorgetragen beim Festival für Literatur und Film, Biennale West, 7.-9.6.2024, in der Alten Schiebekammer, Wien; zum Zeitpunkt der Niederschrift meines Aufsatzes (September 2024) unveröffentlicht. Einem Treffen mit Franziska Füchsl im Wiener Café Stein verdanke ich das Mühlenbeispiel, die Müllerin und am Ende auch die Müh, an der ich, soweit sie auf meine Kappe geht, auch selber schuld bin.

** Treffen sich zwei Solipsisten ... Den Witz hat die schöne Müllerin, von der noch die Rede sein wird, schon zu oft gehört.

satz eine Selbstverständlichkeit, faktisch gesehen eine Absurdität. Diese Sichtweise, die mir bisher zu eigen war, orientiert sich an einer anderen Art der Täuschung, die ich „Irren und Verirren“ nenne. Beiden Täuschungsmustern gemeinsam ist der Begriff des Scheins, den ich zunächst mit der naheliegenden Metapher des Bildschirms skizzieren möchte. Um dem Schein einigermaßen gerecht zu werden, hat der Bildschirm eine handliche Größe und eine abbildende sowie sprachliche Funktion, die leicht zu verstehen ist. Ich halte ihn bald hierhin, bald dahin, worauf dieses und jenes Bild aufscheint, die Erscheinungsweise dessen, was ich bald hier und bald da mit eigenen Augen sehen hätte können. Unter den zwei Bildern sind zwei Worte zu lesen, Titelworte wie zum Beispiel „Mühle“ und „Atelier“, plus einer kurzen, aber nützlichen Wortgeschichte, einem „Narrativ“. Soweit sollte uns die Metapher des Scheins vertraut sein, um sogleich auch den Unterschied zu bemerken. Die Worte sind nicht Teil des Bildschirms beziehungsweise des Scheins, sondern unserer Praxis, unseres Denkens und Handelns,* in dem wir diese Worte gebrauchen. Damit gelangen wir über kurz oder lang zur Übereinstimmung darüber, was zum Beispiel eine Mühle ist, was ein Atelier. Der erwähnte Gegensatz von „Schein und Sein“ stützt sich auf die Vorstellung, dass der Bildschirm beziehungsweise der Schein die Praxis ersetzt. Damit wäre es tatsächlich gleichgültig, in welche Richtung ich den Bildschirm bewege, um

* Und – ja, des Empfindens, sofern die Sinne für den Schein unentbehrlich sind, für die Behändigkeit, in der er sich für gewöhnlich ausbreitet. Nicht umsonst rät ein Philosoph wie John Locke, der alles andere als ein Skeptiker ist, zur Vorsicht: Um sich nicht zu täuschen, sollte man den Vergleich von Schein und Sein nicht allzu schnell auf sich beruhen lassen. Dabei beginnt die Geschichte der einfachen Ideen, die in Lockes Philosophie nichts anderes sind als namentlich registrierte Sinnesempfindungen, mit einem Selbstvergleich. Im Vergleich mit sich selbst nimmt eine einfache Idee wie *rot* die objektive Position eines Dinges in der Welt „da draußen“ ein, um sich hier mit einer anderen, etwa *Punkt*, zu verkuppeln. Um einen Topos der Literaturtheorie zu paraphrasieren: Was ich auf den ersten Blick sehe, gehört mir an, es ist meine private Empfindung, die ich mit niemanden teilen muss. Sehe ich es jedoch auf den zweiten Blick, so enteigne ich mich selbst. Ich sehe es an anderer Stelle, anstelle eines Anderen. Damit gehört es allen, die sich mit mir ebenso austauschen können wie ich mich mit mir selbst.

welche Erscheinungsbilder welcher Dinge es sich handelt, wer oder was den angeblich falschen Schein verbreitet.

Nach dem Muster „Schein und Sein“ ist der Schein jedenfalls nicht nur eine Episode, sondern der umfassende Schauplatz, der die Eigenart hat, zu täuschen und dennoch nichts zu verbergen. Es gibt nichts, was er verhüllt, keine Tatsachen, die er verschleiert. Die Tatsache, dass es so und so zu sein scheint, ist ihrerseits nur eine Scheintatsache. In einer etwas kurzatmigen Weise stelle ich somit ein erstes Paradoxon fest: Wir täuschen uns, aber es gibt nichts, worüber wir uns täuschen – keine Dinge, Ereignisse oder Personen, von deren Existenz ich bisher überzeugt war.

Die in dieser Umgebung vielleicht etwas naiv und sentimentalisch anmutende Frage, ob eine gegenstandslose Täuschung, eine Täuschung ohne Inhalt, noch eine Täuschung ist, muss gestellt werden. Und ich möchte sie auch stellen, ohne sogleich auf den entsprechenden Scheinbegriff zu verfallen: auf die Scheintäuschung.* Um diese zu verstehen, muss ich zunächst die Täuschung verstehen, so wie ich beispielsweise den Scheinheiligen ja vom Heiligen her verstehe und nicht umgekehrt.

Mit der gegenstandslosen Omnipräsenz des Scheins geht ein zweites Paradoxon einher: die Mischung von Raffinesse und Naivität, welche die Rede vom postfaktischen Zeitalter begleitet und zumindest unterschwellig verwirrt. Wir wissen von der Täuschung – sie ist in aller Munde – und wirken an ihr auch mit; dennoch fallen wir ständig auf sie herein, so als wäre es ein natürlicher Reflex, zu glauben, was so und so zu sein scheint, könne nicht anders sein als so, wie es zu sein scheint.**

Eine dritte Eigenart der Täuschung nach dem Muster „Schein und Sein“ betrifft die Dimension der Verfehlung, die Größe und das Gewicht des Fehlers. Er ist immer absolut, so unermesslich oder unerheblich er auch sein mag. Man weiß es nicht, denn es fehlt jeder Vergleich. Aufgeschreckt durch irgendein Geräusch, einen Schatten oder Lichteinfall, glaube ich: da war doch irgendetwas – ein Sin-

* Falls ich auf diesen Begriff nicht zurückkomme: die Scheintäuschung täuscht über jede Art der Täuschung hinweg, in der man sich tatsächlich täuscht.

** Wieder ähnlich den Ideen, von denen David Hume, der Skeptiker, sagt, dass sie *das sind, was sie zu sein scheinen, und das zu sein scheinen, was sie sind*. Solche Ideen wären zweifelsfrei eine Gewissheit, wenn es sie nur gäbe.

nesdatum unbekannter Herkunft. Ich schaue nach und so verrückt es auch ist: da war nichts.*

Um nicht in dieser kurzatmigen und auf Dauer langweiligen Weise fortzufahren, komme ich auf die andere Art der Täuschung zurück. In ihr ist der Fehler, den ein Irrtum involviert, nachweisbar, nachvollziehbar und auch verständlich zu machen. Der Name des entsprechenden Musters – „Irren und Verirren“ – deutet bereits das *Mehr oder Weniger* an, die Bandbreite der Verfehlung, durch die sie sich leicht von „Schein und Sein“ unterscheiden lässt. Wie knapp oder wie weit ging es daneben? Um Haaresbreite, würde man sagen, im direkten Vergleich mit dem Ziel, das man freilich kennen muss. Es beginnt vielleicht mit einem Fauxpas, einem lächerlichen Fehltritt, und endet mit einem Absturz, dem Scheitern, das oft so bewundert wird wie der Flug des Ikarus selbst. Auf der einen Seite spaziert man vergnügt im Irrgarten, auf der anderen landet man im Irrenhaus, in der Irre. Der Irrtum grenzt an beides.

Wie dem auch sei, der Schein ist in diesem Muster nur eine Episode. Zudem hat der episodische im Unterschied zum umfassenden Schein nicht unbedingt einen täuschenden Charakter. Manchmal ist es so, wie es zu sein scheint, manchmal ist es – wider Erwarten – anders.

Dazu ein Beispiel. Wir gehen einen Bach entlang, plötzlich bleibe ich stehen und sage, *da ist eine Mühle*. Ja, sagst du ein wenig vorsichtiger, *da scheint eine Mühle zu sein*. Ich nähere mich, du rückst die Brille zurecht, und tatsächlich, die mehlbestaubte Müllerin tritt heraus und winkt uns zu sich herein.

In einem solchen glücklichen Fall ist der Schein gleichzusetzen mit dem Sein. Was so und so zu sein scheint, ist tatsächlich so und so. Wenn nicht, sagte ich, dann ist es anders. Und so kommt es auch. Wir treten in die Mühle ein, und ich bin baff. Eine Staffelei, weiße Bilder soweit das Auge reicht, und das Mehl: Pigment. *Ach*, sage ich,

* Eigentlich wollte ich keine Schminke benutzen, aber nachdem ich mit Locke und Hume schon einmal so dick aufgetragen habe, ohne Nachweis, also doch nur halb oder vielmehr schlampig geschminkt, verweise ich an dieser Stelle auf eine frühe Schrift von Hegel: die *Phantasmagorie des Geistes*, die mit den Worten „Nacht der Aufbewahrung“ beginnt; des Weiteren erinnere ich nur an das weiße Gewand und den blutigen Kopf, der plötzlich aus dem Dunkel hervorschießt.

hier wird nicht gemahlen, sondern gemalt. Diesen Witz hat die schöne Müllerin leider schon zu oft gehört.

Das Anderssein ist in einem Fall wie diesem offenbar wieder ein Sein, nämlich ein anderes Sein, vorausgesetzt, es scheint nicht nur anders zu sein. Zugunsten der Fehlerquelle sollte es nicht anders, sondern gerade so zu sein scheinen wie das, was es *nicht* ist.* Damit der Fehler ins Licht rücken kann, sollte es – trotz Pigment und Staffelei statt Mehl und Mühlstein – das Erscheinungsbild der Mühle beibehalten und zugleich eine Verschiedenheit aufweisen, mit der es anders ist als gedacht: keine Mühle, sondern ein Atelier.**

In diesem Vergleich ist mein falscher Gedanke über eine Mühle immer noch ein Gedanke über eine Mühle. Wäre der Gedanke, nur weil er falsch ist, ein Gedanke über etwas anderes, eine Scheinmühle etwa, dann wäre er nicht irrtümlich oder falsch. Angenommen, ich halte eine Spielzeugente irrtümlich für eine Ente.*** Sie scheint tatsächlich eine Ente zu sein. Eine derartige Täuschung ist nur möglich, wenn ich weiß, was eine Ente ist. Würde ich mich schon darin täuschen, etwa, weil es in dieser Welt anstelle von Enten nur Spielzeugenten oder Scheinenten gibt, dann könnte ich sie nicht irrtümlich für eine Ente halten.

Zum Erscheinungsbild einer Mühle zählt nicht nur die Fassade, als die der Schein oft denunziert wird, sondern auch das Innenleben. Dazu eine Variante des Beispiels: Die Müllerin winkt, wir treten ein und alles ist da, was eine Mühle in meinen Augen zur Mühle macht: Mühlstein, echtes Korn und ja, eifrig mahlt die Müllerin Mehl. Soweit wahr die Mühle also den Anschein, doch das Innenleben hält eine weitere Überraschung bereit. Wie ich zu fortgeschrittener Stunde bemerken muss, ist die Mühle ein Hort der Spionage, und die Müllerin: eine Agentin. Als wir wieder am Weg dem

* Wie der Fremde in Platons *Sophistes* einmal sagt, muss man zum Verständnis der Täuschung, die der Sophist provoziert, die Möglichkeit einräumen, dass *sowohl das Nichtseiende in gewisser Hinsicht ist als auch das Sein wiederum irgendwie nicht ist*.

** Es steht nicht unbedingt fest, dass eine Mühle nicht auch ein Atelier ist; in Zeiten der kulturellen Bereicherung ist beinahe umgekehrt davon auszugehen, dass eine Mühle immer auch irgendeine Kulturmühle ist: eine Galerie, ein Museum, ein Literaturhaus etc.

*** Das Beispiel stammt aus den Vorlesungen von Saul Kripke über *Referenz und Existenz*.

Bach entlang zurückgehen, sage ich, dass du mit deiner Vorsicht recht behalten solltest: *eine Attrappe zum Zweck der Spionage, ja, eine Scheinmühle* (wie die *schwarze Mühle*, die wir vom Film her kennen). Zu meiner neuerlichen Überraschung antwortest du, dass es genau darum *eine wirkliche Mühle* ist, *keine Scheinmühle*. Im ganzen Mühlviertel, sagst du, *gibt es keine Mühle, die nicht der geheime Ort irgendwelcher dunkler Machenschaften ist, konspirativer Treffpunkt dubioser Kräfte, Freigeister, Gesetzloser – Künstler*, füge ich resigniert hinzu.

An diesem Punkt steht zwischen uns nicht weniger am Spiel als ein gemeinsamer Mühlenbegriff. Damit auch die Frage, ob ich mich täuschte beziehungsweise einen Fehler machte, und wenn ja, welchen. Machte ich einen Fehler, weil eine Mühle nun einmal jene dunklen Seiten aufweisen kann, ohne dass diese ihr Mühlesein beeinträchtigen (ob sie dafür notwendig sind, wie das Mühlviertel andeutet, sei dahingestellt), so betrifft der Fehler Dinge und Worte, Sprache und Welt gleichermaßen. Die Dinge, denn sie sind anders und nicht so, wie sie mir bisher zu sein schienen, die Worte, sofern mir die dunkle Seite im Gebrauch des Wortes „Mühle“ bisher entgangen ist.

Nicht zuletzt muss der Fehler – sollte ich ihn tatsächlich begangen haben – auch meine Absicht betreffen, das Wort „Mühle“ so zu gebrauchen wie du, und nicht anders oder so, wie ich es eben getan habe (sonst wäre ja nichts daran auszusetzen). Nur dann, wenn ich diese auf dich bezogene Absicht verfehlte, kann ich den Fehler auch als den meinen anerkennen und zugestehen.

Andernfalls könnten wir uns darauf einigen, dass wir mit unseren Worten eben Verschiedenes meinen, das heißt, aneinander vorbeireden. Mit einem solchen scheint's rein sprachlichen Abkommen gerät – ganz nach dem Muster von „Schein und Sein“ – die Wirklichkeit der Mühle aus dem Blick. In diesem Fall interessiert sie mich jedoch mehr als die eigene Meinung; mehr als das gesetzlich verbriefte Eigentumsrecht am Meinen. Nebenbei bemerkt, kann es auch der Fall sein, dass ich jene Absicht erst nachträglich adaptiere, also erst, nachdem du mir die Geschichten erzählt hast, die ich alles in allem unter dem Titelwort der Mühle zusammenfasse. So war es zumindest nachträglich gesehen ein Irrtum von mir, das Mühlesein der Mühle wegen jener dunklen Seite in Abrede zu stellen. Worauf ich damit hinauswill, ist das Maß an Sympathie, das ich für dich

und deinen Sprachgebrauch aufbringen muss (damit natürlich auch das Interesse dafür, wovon du redest), um einen Fehler einzusehen und zu korrigieren.

Das ist auch der Grund, weshalb ich an diesem Wendepunkt der Mühlenbegriffsgeschichte nicht an einen Dritten in Form eines Wörterbuchs appelliere. Ich lege den Finger zugunsten des Fehlers absichtlich nicht auf sprachliche Konventionen oder, was dasselbe ist, auf das Verhältnis sprachlicher Dominanz, wie sie in den wechselnden Gestalten von *Lehrer und Schüler* oder *Meister und Lehrling* zu finden ist, von *Experten und Laien*, *Priester und Volk* oder von den *kompetenten und inkompetenten Sprecherinnen und Sprecher*, wie sie jüngst in der Philosophie vermehrt auftreten. Stattdessen lege ich den Finger auf die Sympathie für jemanden, der sich womöglich selber täuscht.*

Dies könnte durchaus die Sympathie für jemanden sein, der sie wie Platons Sophist nur kunstvoll an sich zieht, um sie zum Zweck absichtlicher Täuschung zu gebrauchen, das heißt, zu missbrauchen. Deshalb nehme ich in einer weiteren Variante des Beispiels nur einmal an, dass du mich mit der dunklen Seite hinter Licht führen wolltest: Die Mühle war, wie die *schwarze Mühle* im Film, tatsächlich nur eine Attrappe, eine Scheinmühle, ganz so wie ich sagte. Natürlich könntest du dich trotz Täuschungsabsicht auch selber darin täuschen, was eine Mühle ist, folglich auch darin, ob das, was wir am Bach entlang gesehen und besucht haben, eine Mühle und eine Müllerin ist. Doch ganz gleich, dunkle Seite hin, dunkle Seite her, der Faden ist durch den Täuschungsversuch gerissen, unsere Basislinie, auf der wir uns gemeinsam über ein Drittes austauschen konnten. Das Dreieck, mit dem wir zur Übereinstimmung gelangen könnten, hängt in der Luft, damit aber auch das Dritte, unser Kammerton a: die Mühle selbst.**

* „Es kann auch nichts Beständiges außerhalb der Sympathie begründet werden, und die Ordnung des Missverständnisses schließt die Sympathie aus: besser noch, es ist ohne den direkten und transitiven Strang, der von *mir* zu *dir* verläuft ...“ (Vladimir Jankélévitch, *Von der Lüge*. Hamburg 2016, 95.)

** Zu dem Dreieck, genauer gesagt, zum Begriff der Triangulation verweise ich auf Donald Davidson, von dem ich unter anderem auch die Formulierung des falschen Gedankens übernommen habe (ein falscher Gedanke über eine Mühle ist immer noch ein Gedanke über eine Mühle) – ich weiß nicht, wieviel sonst noch, und ich weiß auch nicht, was vielleicht noch schlimmer ist, wieviel davon

Durch den verfälschten Gebrauch, den Scheingebrauch, wird das Wort „Mühle“ zu einem falschen Gemeinplatz,* auf dem ich, was uns zwei betrifft, unwissentlich als Idiot allein dastehe, ganz gleich, ob ich mich täusche oder nicht. Mit dem Pseudo-Gemeinplatz, dem A-Topos, bin ich beim letzten Paradoxon von „Schein und Sein“ angelangt: er ist der Gemeinplatz, der Topos des umfassenden Scheins, in dem jede andere Art der Täuschung verschwindet.

Um den bisher abgeschrittenen Bogen etwas nachzuzeichnen, versuche ich, das Beispiel in den Frequenzbereich der *Meditationen* von Descartes zu transponieren. In dieser Schrift hegt er eine gewisse Sympathie für den bösen Gott, *deus malignus*, der alle Dinge, von deren Existenz der Philosoph *bisher* überzeugt war, in bloßen Schein verwandelt. Diese Machenschaft des Demiurgen, die mit der Metapher des Traums plausibel gemacht werden sollte, imitiert Descartes mit einem Sprachgebrauch, der den bisherigen nur leicht modifiziert: Er versucht darin den Schein, den der Demiurg verbreitet, selbst anzuwenden. Denn, wie Descartes mit dem Skeptiker klassischer Schule sagt: er kann nicht getäuscht werden beziehungsweise sich nicht selbst täuschen, wenn er von den Dingen spricht *wie bisher*, solange er in irgendeiner Weise das Wort „Schein“ hinzufügt – wobei dieser Schein mit dem Sein oder Anderssein der Dinge keinesfalls gleichzusetzen ist. Wenn er zum Beispiel eine Mühle sieht oder zu sehen glaubt und deshalb meint oder sagt, *da scheint eine Mühle zu sein*, dann ist das seiner Ansicht nach auch dann wahr, wenn nichts existiert, was eine Mühle (oder sonst etwas) sein könnte. Die Scheinmühle ist auch in der falschesten Scheinwelt noch eine Gewissheit. Jedes Scheinding kann in ihr nichts anderes sein als das, was es zu sein scheint. Wäre es etwas anderes, so wäre es nur ein anderes, ein zweites Scheinding, ein Scheinatelier etwa. Dieses steht gleichgültig und konkurrenzlos neben der Scheinmühle, da es keinen Grund dafür gibt, beides zu vergleichen.

ich richtig übernommen habe, wieviel falsch. Insofern ist, was mich betrifft, der Begriff der Schminke gerechtfertigt, insbesondere der des Halbgeschminkten.

* Jedes übereinstimmend gebrauchte Wort: ein Gemeinplatz, was nicht heißt, dass es darum schon falsch ist. Im Gegenteil, der Verdacht, Gemeinplätze wären wie von selbst falsch, ist umgekehrt verdächtig. Er ist, fürchte ich, knapp daran, ein Gemeinplatz zu sein.

Statt ein und demselben Ding, das im Fall eines Irrtums in der faktischen Welt anders zu sein scheint als es ist, gibt es in der täuschenden Welt des Scheins also gleich zwei Dinge. Um an die Metapher vom Bildschirm zu erinnern: Statt einem und demselben Ding, das anders ist, als es zu sein scheint, zeigt er gleich zwei Dinge, zu denen er, wie um sich zu vergewissern, auch die entsprechenden Worte und Geschichten liefert. Damit verschwindet jeder andere Irrtum, ganz nach dem Motto, das nicht umsonst an den Verblendungszusammenhang erinnert: Es gibt kein Falsches im Falschen.

Die Imitation betrifft über den Schein hinaus den Standort des Geistes, der in der Figur des *deus malignus* ein zweifacher ist, ganz wie es einem echten Diabolus zusteht. Er ist es, der den Schein inszeniert, zugleich ist er es, der in diesem Schein selbst auftritt. Er steht zugleich hinter und auf der Bühne, und dasselbe lässt sich auch von Descartes sagen. Mit der wiederholten These, der Anweisung, zu denken oder sich vorzustellen, dass es in der umfassenden Scheinwelt keine anderen Dinge gibt außer seinem Ich, der *denkenden Substanz*, steht er hinter der Bühne. Hier sehen wir ihn als Veranstalter seines Gedankenexperiments, als Experimentator, der sich mit uns über die Dinge, an deren Existenz er bisher glaubte, ohne weiteres austauschen kann. Wir verstehen, was er meint, wenn er sagt, die Mühle, die er zu sehen glaubt, existiere nicht.*

* Ein Einwand: Wenn Descartes „moulin“ sagt und ich „Mühle“, liegen da nicht Welten dazwischen? Er dachte dabei womöglich an eine Windmühle, die mir zugegeben nicht in den Sinn kommt. – Die Antwort, die mir dazu einfällt, stützt sich auf einen Aufsatz Davidsons zur *Sprache der Literatur*, den ich hier wenigstens zum Teil zitieren möchte. (Donald Davidson, *Wahrheit, Sprache, Geschichte*. Frankfurt am Main 2008, 262–284.) In der *Literatur*, sagt Davidson, *bleibt das Dreieck*, von dem wir geredet haben, *erhalten*. Diese Bemerkung sieht scheinbar darüber hinweg, dass in der Literatur von der zweiten Person nicht mehr übrig oder überliefert ist als eine Reihe von Zeichen, Worten, Sätzen, Absätzen u.s.w. Mit dem Dritten, über das ich mich mit ihr austauschen könnte, sieht es eher schlechter aus als besser. Fehlt von der Mühle, die Descartes in der Niederschrift seiner *Meditationen* vorgeschwebt ist, nicht überhaupt jede Spur? In einem Fall wie diesem, sagt Davidson – wie um sich zu korrigieren –, *ist das Dreieck* „aus Sprecher, Hörer und Welt durch das Dreieck von Autor, Leser und Tradition“ *ersetzt*. Die *Entfernung der Eckpunkte* „ist größer geworden, die Zusammenhänge schwächer und schlechter zu erkennen“. Auf die falsche Zuschreibung des Gedankens über eine Mühle kann der Autor nicht mit einer Mühlengeschichte oder Windmühlengeschichte reagieren. Da

Sodann tritt Descartes als das gedachte oder vorgestellte Ich selbst auf, als *die denkende Substanz*, die wohl abstrakteste und reizloseste Figur, die jemals die Bühne betreten hat. Descartes bietet sie dar als einen *mathematischen Punkt*, mit dem wir uns ebenso wenig austauschen können wie seine Zeitgenossen, die er um kritische Stellungnahme gebeten hat.

In den (mit den *Meditationen* mitveröffentlichten) *Einwänden und Erwiderungen* drängen manche vergeblich darauf, zu sagen, um welche Art von Ding, um *welche Entität* es sich bei der *denkenden Substanz* handeln sollte, etwa *ein Gehirn*.^{*} Der diabolische Charakter des schreibenden und geschriebenen Ichs wurde missverstanden. Er

er nicht reagiert, und an seiner Stelle vermutlich auch sonst niemand, kann es leicht sein, dass ich an meiner Zuschreibung, der Interpretation des Wortes „Mühle“, niemals etwas falsch finden werde. Bei Verdacht, oder wenn doch, kann ich von den zwei übrigen Punkten, den Schriften und Zeugnissen diverser Quellen, nicht mehr erwarten als eine philologisch überprüfte, historisch-kritische Ersatzgeschichte. Kein Spaziergang, ich weiß, aber doch deiner Mühlengeschichte derart vergleichbar, dass ich nicht von einer Trennung durch Welten reden möchte. Vergleichsweise stelle ich aber auch fest, dass ich deine Geschichte irgendwie bevorzuge. Sie ist inzwischen auch die meine. Nicht, dass ich einer Ersatzgeschichte misstrauen würde. Aber ich bezweifle, dass ich sie für die *Meditationen* brauchen kann oder kennen muss. Ich dürfte gar nicht anfangen, darin zu lesen, mich also in dem erwähnten Dreieck nicht auf den Eckpunkt des Lesers stellen, wenn ich mit einer – im Vergleich zum Begriff der Existenz, des Scheins oder der Scholastik, in der Descartes mit einem Bein noch gestanden ist – so einfachen Figur wie der Mühle nicht zurechtkomme. Darum unterstelle ich den Austausch im Hinblick auf die Mühle, nur um zu verstehen, was gemeint ist, wenn gesagt wird, dass sie nicht existiert. (Was am unterstellten Austausch ist so falsch, dass ich mich damit täusche? Was am angelegten Maßband ist so falsch, dass ich mich damit vermesse?)

^{*} Das schlägt zumindest Pierre Gassendi vor, „ein Mann des Fleisches“, wie ihn Descartes ein wenig despektierlich nennt. Gassendi ist es auch, der Descartes seine Rolle als Schriftsteller vorhält, für die er doch eine Hand gebrauchen würde, mit der er sich auch einmal verschreiben könnte. Diese Art des Irrtums, einen Schreibfehler, hat Descartes in der Radikalität seines Zweifels irgendwie vergessen. Als er seine bisherigen Überzeugungen und Irrtümer mit einem Korb von Äpfeln verglich, unter denen einige falsch waren, dachte er nur an die eine Sorte, die man Existenzurteile nennt. Er hat, wie er sagt, den Korb, ohne ihn zu untersuchen, samt und sonders ausgeleert – übrig blieb, wie man weiß, der goldene Apfel der Erkenntnistheorie, der Cogito-Satz: „cogito, sum“.

sollte sein Publikum dafür gewinnen, es ihm gleichzutun, das Gedankenexperiment selbst auszuführen und somit auch den *deus malignus* selbst zu reproduzieren.^{*}

Für eine Nachahmung fehlte der *denkenden Substanz* vielleicht nur die Anschaulichkeit, die man dem *Gehirn im Tank* durchaus attestieren darf.^{**} Der *deus malignus* ist ein Doktor der Kognitionswissenschaft, böse oder nicht, das sei dahingestellt. Der Traum ist die Serie von Nervenreizungen, die der Doktor gezielt hervorruft und das Gehirn beziehungsweise die Person, die dahintersteckt, glauben lässt, da wäre irgendetwas, was in Wirklichkeit, wie der Doktor weiß, nicht existiert.

Als moderner Kognitionswissenschaftler spricht er in Anbetracht der denkenden Substanz lieber von einem Hirn als von einem Ich oder einer Person, doch das sollte sich bald ändern. Er ist nämlich der Meinung, dass sich das Gehirn in allem täuscht, außer in dem Gedanken, dass es denkt, wenn es denkt, dass es denkt u.s.w.^{***} Wes-

Man kann mit Gassendi, dem Mann des Fleisches, nur darüber spekulieren, was geschehen wäre, wenn sich Descartes in der Hitze des Gedankens verschrieben hätte. Hier, so nehmen wir an, stünde er also, der Coito-Satz: „coito, sum“. Wäre das ein Schreibfehler, dann könnte er im skeptischen Sprachgebrauch ein solcher nur zu sein scheinen, anders gesagt, nicht wirklich einer sein. Was der Satz dann zu bedeuten hätte, ist nicht schwer zu erraten. Das Ich existiert, insofern und solange es – *irgendetwas anderes ist*? Ja, genau, die Kopula. Das Ich als kopulierende statt als denkende Substanz – diesen Witz hat die schöne Müllerin ...

^{*} Damit wäre die Basis für ein Dreieck geschaffen, an deren Scheitelpunkt eine fiktive Figur wie das cartesianische *Ich* platziert ist, oder das grimmsche *Rumpelstilzchen*, das im Mittelpunkt meines Aufsatzes „Zorn: fingiert oder fiktiv“ stehen soll.

^{**} Ich beziehe mich mit diesem Beispiel auf die Version in Putnams Aufsatz *Gehirne im Tank*. (Hilary Putnam, *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt am Main 1990, 15–40.)

^{***} An die cartesianische Täuschungsfreiheit, das heißt die Gewissheit eines Denkens, das sich selbst denkt und dabei keinen anderen Inhalt hat als den des eigenen, aktuellen Vollzugs seiner selbst, kann ich nicht ganz glauben, einfach darum, weil es mir nicht gelingen mag, einen solchen Gedanken zu denken. Wenn an dieser Stelle eine Anekdote erlaubt ist, erinnere ich mich an ein philosophisches Seminar über die *Meditationen*. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand der Cogito-Satz in der bekannten Version: „cogito, ergo sum“. Dazu wurde man aufgefordert, etwas zu sagen, und sei es auch nur „rein assoziativ“. Ich hatte von all dem noch nie etwas gehört und so sagte ich, als ich an die

halb es sich täuscht, zeigt ein Versuch, der Einblick in die Wahrnehmungen, Handlungen und Gedanken des Gehirns verlangt. Der Doktor weiß, aber nicht das Gehirn, dass zum Beispiel die Mühle, die es zu sehen glaubt, ein Effekt der Reizung seiner M+Ü-Fasern ist, das Atelier einer der A+T-Faserreizung, dass das Mehl und das Pigment, kurz dass alles, was es in seiner Scheinwelt gibt, nur ein gezielter Effekt diverser Nervenreizungen ist.

Die Täuschung des Gehirns ist so umfassend, dass es sich auch im Glauben täuschte, sich zu täuschen. Wenn es glaubt, ein Atelier irrtümlich für eine Mühle gehalten zu haben, weil es auf den ersten Blick so aussah, dann weiß der Doktor, dass es nicht nur fälschlicherweise so aussehen konnte. Entweder der Effekt von A+T ist „qualitativ identisch“ mit dem von M+Y, sodass beides für das Hirn gleichzusetzen und nicht zu unterscheiden ist, oder die Effekte sind verschieden. Dann sind sie beide, das Scheinatelier und die Scheinmühle, für das Hirn eben nur zu unterscheiden, und nicht gleichzusetzen. Wie in der Metapher des Traums oder des Bildschirms, fehlt dem Hirn im Tank die Grundlage für einen Vergleich, in dem sich ein Fehler als Fehler zu erkennen gibt.

So sehr es sich nach dem einen Muster täuschen muss, so wenig kann es sich nach dem anderen irren und verirren. Dazu müsste es seine eigene Lage kennen: wissen, dass es ein Gehirn im Tank ist. An dieser Stelle kommt statt dem Gehirn die erste Person singular ins Spiel. Der Doktor möchte sein Gegenüber aufklären – den Schleier zerreißen, den Verblendungszusammenhang auflösen. Er möchte, dass es ebenso weiß wie er, woran es in Wirklichkeit ist.

Soll er wie aus heiterem Himmel, gleichsam mit der Stimme des Herrn, zu ihm sprechen? Und zu wem überhaupt? Doch nicht zum Hirn, das er im Tank vor sich liegen hat. Er muss Zugang zu der Person finden, was wiederum nur durch Nervenreizungen gesche-

Reihe kam: „Cogito, trotzdem Sumpfa“. Ein dummer Wortwitz, ich weiß, aber ich meinte es, wie so oft, ernst damit. Ich denke, ich bin ein Idiot. – *Trotzdem*, oder wie ich heute eher sagen würde, *weil* ich denke, bin ich einer. Als sich daraufhin Schweigen breit machte, musste ich mich natürlich, wie zum Beweis des Gesagten, schämen. Dabei war ich mit meiner „Paraphrase“ vielleicht gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt, wie ich dachte. Bin ich die denkende Substanz? Ich weiß nicht einmal, wie „denken“ vor sich geht, welche Art von Tätigkeit das sein soll. Ich muss es geschehen lassen, in der Hoffnung, dass die „denkende Substanz“ nicht so deppert ist wie ich.

hen kann. Die Technik ist, wie so oft in einem Gedankenexperiment, geschenkt, alles klappt – die Mission kann starten. Du erscheinst mir als Doktor, ich meine umgekehrt, der Doktor als du, und die Frage ist, wie ich davon zu überzeugen bin, ein Gehirn im Tank zu sein. Zunächst wohl damit, dass mir die Scheinhafteigkeit der Welt, in der ich bisher zu leben glaubte, vor Augen geführt wird. Hollywood,* falls es das noch gibt, würde es vermutlich mit Wunschenken inszenieren, oder auch mit dem Gegenteil, fortwährendem Scheitern. *Das gibt's doch nicht: ich kann zaubern – mir gelingt rein gar nichts.*

Von Hume kommt der Tipp, die Lebhaftigkeit meiner Vorstellungen zu dezimieren, Traumforscher raten zu einer mangelhaften Simulation – ich zähle an der Hand vier statt fünf Finger und ja, bin baff – und überzeugt. Den Schein habe ich in meinen Sprachgebrauch soweit selbst übernommen und glaube auch zu wissen: alles nur falscher Schein. Dabei sollte ich aber zwei Ausnahmen machen, ausgerechnet bei den beiden Worten „Gehirn“ und „Tank“, die ich für den Satz gebrauchte: *Ich bin ein Gehirn im Tank*. Was das in meiner Welt bedeuten soll, muss für mich ein Rätsel sein.

Jedenfalls bemerke ich, dass ich mich mit dem Wort „Gehirn“ auf mein Gehirn nicht in derselben Weise beziehen kann wie du, mit dem Wort „Tank“ nicht auf einen Tank oder Scheintank, wie ich ihn kenne. Unser Austausch von Worten ist ausgerechnet in dem Punkt, in dem er meine Existenz betrifft, eine Täuschung, für mich persönlich: eine Enttäuschung. Alles deutet darauf hin, dass unser Spiel insgesamt gezinkt ist.

Ein wenig verstimmt gehen wir also den Bach entlang, plötzlich bleibe ich stehen. *Da, eine Mühle*, denke ich. *Eine Scheinmühle*, sagst du, na klar, denke ich, nichts anderes habe ich erwartet. Gleich, welche Worte wir gebrauchen, ob „Mühle“ oder „Scheinmühle“,

* Die Gnosis hätte es vielleicht geschafft, aber Hollywood? Typisch dafür wäre auch, dass ich, um mich in Augenhöhe zu überzeugen, eine Gegenüberstellung mit meinem Gehirn im Tank verlange, nicht zuletzt, um mir die Nervenreizungen selbst zuzufügen (meine Bettlektüre: der *Bio-Adapter* von Oswald Wiener). Du simulierst daraufhin mein Gehirn im Gehirn, musst jedoch die darauf folgenden Verschachtelungen ernst nehmen, damit es nicht, wie so oft, zu der Gleichsetzung der dritten Schachtel, der simulierten Simulation, mit der ersten Schachtel kommt, mit der Wirklichkeit des Labors, bei der niemand weiß, wie viele Gehirne nun wirklich im Spiel sind.

das, worauf wir uns damit beziehen, ist nicht dasselbe. Trotz scheinbarer Übereinstimmung ist das, was ich sehe, nicht dasselbe wie das, was du siehst. Was ich sehe, ist nach wie vor da draußen, in meiner Scheinwelt, der Nichtwirklichkeit, in der das erscheint, was nicht existiert – so viel habe ich immerhin von dir gelernt. Was du siehst, ist da drinnen, in der Wirklichkeit meines Gehirns, die Reizung von X-Fasern. Auch wenn du den Effekt, der meine Mühlenercheinung ist, auf deinem Bildschirm getreu wiedergibst, befindet sich deine Mühlenercheinung in deiner Welt, meine Mühlenercheinung in meiner. Daran würde auch ein Selbst-Anschluss deinerseits mit gleichen Reizungen und Effekten in deinem eigenen Gehirn nichts ändern. Es zeigt nur umso deutlicher: Wir sind Welten voneinander entfernt, ein Übergang geschweige denn ein Austausch von der einen in die andere ist weder möglich noch denkbar.

Habe ich damit das Phänomen – eine Täuschung nach dem Muster von „Schein und Sein“ – nicht irrtümlich, anstatt es zu beschreiben, wegerklärt? Nein, denn es gibt, glaube ich,* tatsächlich einen Fall, in dem der Schein so gegen das Sein ausgespielt wird, wie es dem Muster entspricht. Nur in dem besonderen Fall der Fiktion steht der Schein in dem Gegensatz zum Sein, in dem er gleichbedeutend ist mit dem Nicht-Sein, mit der Nichtwirklichkeit beziehungsweise der Scheinwelt, die buchstäblich nichts hinter sich verbirgt.

An der fiktiven Scheinwelt ist nichts falsch, sie selbst ist keine Täuschung.** Sie macht nur eine Täuschung möglich, die dem Muster von „Schein und Sein“ entspricht. Zusammengefasst ging es also darum, zwei Arten der Täuschung zu unterscheiden: eine Täu-

* – „glaube ich“? Ein Nachweis wäre besser als schlechte Rhetorik. Der nächste Satz zitiert verdeckt aus Käthe Hamburgers *Logik der Dichtung* (Stuttgart 1957, 55), eine Quelle, von der mein Fürwahrhalten teilweise herkommt und auch abweicht. Hamburger behandelt Fiktion ausschließlich als Phänomen der Kunst (epische Erzählform, Drama, nicht Lyrik, aber doch auch Malerei und Film); Fiktion in der Wissenschaft sowie im Sprachgebrauch des Alltags wäre hingegen „durch die Form des Als Ob“ zu erklären, was ich eben nicht so glauben kann (vgl. *Zorn: fingiert und fiktiv*, Fußnote 14).

** Postfaktisch gesehen, sagte ich, wäre der Schein dem Sein entgegengesetzt. Nun heißt es, eine dem Sein entgegengesetzte Welt des Scheins wäre Fiktion. Geht es in der Rede vom postfaktischen Zeitalter also um Fiktion oder ist es selbst eine Fiktion? Ich plädiere für das schlichte Als ob der Heuchelei.

schung nach dem Muster „Irren und Verirren“, in der die Existenz der Dinge vorausgesetzt ist (und bleibt), von einer Täuschung, in der die Existenz und zugleich die Nicht-Existenz zum Thema wird. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn ich eine fiktive Figur irrtümlich für wirklich halte, und du mich auf den Irrtum aufmerksam machst.

Damit komme ich ein letztes Mal auf unser Mühlenbeispiel zurück. Ich habe dir nicht nur die dunkle Seite der Mühle abgenommen, sondern auch die Müh, eine metonymische Mühlenfigur, von der ich irrtümlich glaube, dass sie existiert. Ansonsten stimmen wir Punkt für Punkt überein: Die Müh ist die in der Mühle hausende Kraft, mit der sie die bereits erwähnten Konspirationen nach sich zieht. Nebenbei trägt sie zur Schönheit der Müllerin bei, sofern sie ihrer jeweiligen Müh wohlgesonnen ist und niemals lacht.

Eines Tages, wahrscheinlich weil ich in Gegenwart einer Müllerin mit sichtlichem Unbehagen einen dummen Wortwitz unterdrückte (was sonst so gar nicht meine Art ist), bemerkst du meinen Irrtum und sagst, dass die Müh, auf die ich beinahe krankhaft fixiert bin, eine fiktive Figur ist: *so etwas gibt es nicht, gab es nicht und wird es niemals geben*. Schenke ich dir Glauben, dann findet die Mühgeschichte, was uns betrifft, ein glückliches Ende; wenn nicht, dann ist unser Band gerissen, wie es eben typisch ist für das Täuschungsmuster von „Schein und Sein“. Ich kann dir freilich die Existenz der Müh nicht vor Augen führen, du mir aber umgekehrt auch nicht ihre Nichtexistenz.*

Ein letzter Einwand: Es ist doch nachweislich ein Fehler von mir, dir nicht zu glauben, denn du bist letztlich die maßgebliche Quelle meines Mühbegriffs. Ich habe ihn im Umgang nicht mit der Müh erworben, sondern im Umgang mit dir allein. Wenn ich die in die-

* Gibt es nicht Merkmale, Anzeichen oder Zeichen, an denen sich die Fiktion erkennen und festmachen lässt? Es gibt sie doch – in der Literaturtheorie, die man allerdings kennen muss, nur um dann in der Literatur das Gegenteil zu beweisen. Der Versuch, Merkmale, Anzeichen oder Zeichen der Fiktion auffindig zu machen (oder zu vereinbaren), steht nicht besser da als der Versuch, dasselbe für die Realität zu leisten. Ich weiß nicht mehr, wie dieser arme Herr hieß, der sich für Jahrhunderte dem philosophischen Gespött aussetzte, nur weil er sich zum Beweis für die Existenz eines Steins den eigenen Fuß verletzte. Da haben wir sie, *die Unerforschlichkeit des Seins*, wie Monsieur Calambour gesagt hätte. Für ihn war es mehr eine Frage des Geschmacks, in welcher Welt er lebt.

sem Fall doch recht kurze Kette des Namens „Müh“ zurückverfolgte, würde ich auf nichts anderes als auf dich und deine Namensgebung stoßen, in der du wohl gewusst haben musst, ob das, was du benennst, existiert oder nicht. Somit liegt es auf der Hand, dass ich mich täusche, wenn ich dir nicht glaube.

Das lasse ich gelten – nur mit dem Zusatz, den ich schon beim Mühlenbegriff erwähnt habe. Ich glaube dir und gebe dir Recht aufgrund der leicht korrumpierbaren Sympathie für dich und deinen Sprachgebrauch, der mich nun einmal mehr interessiert als meine doch recht fixe Meinung über die Müh, die jedenfalls, ob es sie nun gibt oder nicht, nicht länger zwischen uns stehen sollte.

Nicht zu vergessen: es gibt die lange Bank. Anstelle des postfaktisch so eifrig frequentierten Übergangs zwischen Realität und Fiktion, Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, gibt es die lange Bank, auf der die Frage nach der Existenz auf unbestimmte Zeit aufgeschoben werden kann. Wäre diese Frage das Erste, was zu klären ist, dann gäbe es wohl kaum eine Mythologie oder sonst eine Theorie. Ein Platoniker oder Nietzscheaner wird damit nicht einverstanden sein. Aber das rote Dingsbums an der Wand zum Beispiel, ist es ein „Z“ oder ein Blitz – Signatur, böses Omen oder Naturereignis? Wenn es mich schon so interessiert, obwohl ich gar nichts davon weiß, warum warte ich dann nicht einfach ab und sehe zu, was geschieht? Langmut ist gefragt, womöglich stellt es sich nie heraus. Wenn ich bedenke, dass alle Wörter, die ich bisher zu gebrauchen lernte, nicht anders bei mir ankommen konnten als in der Weise, in der ich weder einen Sinn noch einen Gegenstand damit verbinden konnte, dann muss ich zugeben, dass ich mich schon sehr lange Zeit hier aufgehalten haben muss, in den Intermundien, wie man früher einmal gesagt hätte. Hier halte ich kurz inne, nur um die täuschungsfreie Aussicht zu genießen. Angefangen von der Aalanglei bis hin zur Zytologie kann ich mich in keinem der unzähligen Gebiete des Wissens und Handelns täuschen, von denen ich keinerlei Kenntnis habe. Dasselbe gilt für beinahe alle Dinge, Ereignisse und Personen, gleich, ob es sie gibt oder nicht, jemals gegeben hat, geben wird oder nicht. Wen oder was ich von all dem kennenlernen durfte (oder auch musste), ist verschwindend wenig, im Vergleich zu allem beinahe nichts. Nebenbei bemerkt, hätte ich auch nie falsch Geige

gespielt, wenn ich es nicht auch richtig gekonnt hätte. Das ist, so gesehen, fast ein wenig schade.

Doch ich möchte den Doktor Ignorabimus nicht übertreiben. Auch hier, auf der zwischenweltlichen Bank, kann ich mich täuschen, nur nicht in einer der beiden bisher erwähnten Arten. Ich verfehle weder ein Ziel noch täuscht mich der Schein, wenn ich einen für das Warten oder Abwarten typischen Fehler mache. Ich verkrampfe mich, verliere langsam den Faden, die Fassung oder die Balance. Zum Ausgleich schere ich ein wenig aus, falle aus der Rolle oder von der Bank.

Oder ich mache typischerweise einen Witz, einen dummen Wortwitz über eine unbekannte Entität* – auch das: ein Reinform, ein Irrtum der anderen Art.**

* Apropos: Ein Skeptiker trifft eine unbekannte Entität und stellt sich höflich vor. Soweit wäre der Witz vielleicht gar nicht so schlecht. Aber nein, er stellt sich vor und fragt, *und wer oder was bist du?* Sagt die unbekannte Entität: *Nun, wonach sehe ich denn aus? – Nach einer Ente.* Arme Müllerin, ich weiß. Zur Entschuldigung eine kurze Erklärung. Angenommen, ich hätte den Witz soeben erfunden, aus der Not heraus, oder vielmehr nicht angenommen, denn das ist ja tatsächlich der Fall. Wie es der Zufall will, gibt es den Witz jedoch schon seit rund hundert Jahren. Denselben Witz? Anders gefragt, sind es dieselben Worte, die wir austauschen? Das Wort „Ente“ zum Beispiel, ich wiederhole es in verschiedenen Situationen, als dasselbe Wort und mit demselben Recht, mit dem du meines wiederholst. Andernfalls wäre es nicht möglich, dass ich mich oder dich in einer solchen Entität wie einer Ente täusche. *Da, eine Ente – reingefallen.* Die Täuschung verweist auf den Austausch von Zeichen, die als Tauschmittel gleich der *baren Münze* von Sohn-Rethel über den Raum und die Zeit hinweg dieselben bleiben sollen, in dem abstrakten Sinn, in dem sie nicht, wie alle anderen konkreten Dinge dieser Welt, ihre Eigenschaften ändern oder verlieren, andere annehmen und wieder verlieren. Aufgrund dieser Tauschabstraktion, durch die ein soeben erfundener Wortwitz oder schlicht ein neues Wort ein alter Hut sein kann, ist das Tauschmittel tendenziell ein Mittel der Täuschung, die bare Münze tendenziell der Schein, der mehr oder weniger oder gar nichts wert ist. – Wider Erwarten, als Reinform also. Der Ente ist das egal, ein Trost für uns alle. Manchmal jedoch, um kurz noch einmal darauf zurückzukommen, scheint irgendeine Entität eine Ente zu sein, und tatsächlich: sie ist eine Ente. Verglichen mit dem so häufigen Fall, in dem niemand hinsieht, ist dieser Fall eine echte Rarität. Dem Skeptiker stellt sie sich hiermit höflich als Ente vor, und er, ebenso höflich, bleibt beim Schein. Alles andere, das wirkliche Entesein, da wäre doch – *degoutant!*

** Diese Art der Täuschung steht im Mittelpunkt meines Aufsatzes mit dem Titel „Malcolms Hund“.